

## KAPITEL 3

**IM ALLERHEILIGSTEN**

»Der King! Wo ist der King?«

Dr. Michele Ferrari, Armstrongs 55 Jahre alter Trainer, stand auf der Kopfsteinpflasterstraße, seine langen Arme in der goldenen spanischen Sonne ausgebreitet. Der Italiener mit den dunklen Haaren und dem stehenden Blick trug einen Trainingsanzug in leuchtendem Himmelblau, einen roten Nylonrucksack auf dem Rücken und im Gesicht ein breites, herausforderndes Lächeln.

»Der King, er ist spät«, verkündete Ferrari in der Manier eines Stadtausrufers und gestikulierte wild in Richtung des hohen Holztores. »Aber darum ist er ja der King, nicht wahr? Ein König braucht sich nicht zu beeilen.«

Ferrari war hier, weil er mitbringen konnte, was allgemein als eines der beiden genialsten Gehirne in der Welt des Radsports geachtet war. Das andere gehörte seinem Landsmann Dr. Luigi Cecchini, der mehrere der größten Rivalen Armstrongs trainierte. In der Presse wurden die einstigen Kollegen Ferrari und Cecchini zumeist als »berüchtigt« bezeichnet. Was genau dieses »berüchtigt« ausmachte, war schwer zu sagen, aber offensichtlich stützte es sich auf drei zentrale Qualifikationen. 1) Ferrari und Cecchini, die jeweils als unabhängige Berater arbeiteten, hatten viele äußerst erfolgreiche Radsportler trainiert; 2) die italienische Justiz und die europäischen Radsportmedien hatten die Frage aufgeworfen, ob die beiden dabei ausschließlich auf vollkommen legale Mittel zurückgegriffen hatten; und 3) diese Bezeichnung hatte einfach etwas Zwin-

gendes. Denn wer überliest schon eine Meldung, die erwähnt, dass einer der besten Sportler der Welt vom »berüchtigten Dr. Ferrari« beraten wurde?

Michele Ferrari war 1995 in Armstrongs Leben getreten und hatte seit 1999 jedes Jahr eine Schlüsselrolle in Armstrongs Tourvorbereitung gespielt. Der Italiener war der weniger bekannte Akteur im Duo wichtiger Armstrong-Berater, zu dem darüber hinaus der langjährige persönliche Coach Chris Carmichael gehörte. Während Carmichael, der in Colorado Springs lebte, Armstrongs Trainingsdaten via E-Mail sammelte und analysierte, verbrachte Ferrari, der im Norden Italiens zu Hause war, einen Gutteil der Saison mit Armstrong – einschließlich fünf oder sechs Wochen direkt im Vorfeld der Tour de France, der Ferrari dann jedoch legendärerweise stets fernblieb.

»Ach, die Tour, es ist einfach eine große Show«, sagte Ferrari mit einem Stirnrunzeln: »Ich habe keine Lust, eine große Show zu besuchen.«

Angesichts seiner ständigen Präsenz in Armstrongs Nähe war Ferrari mittlerweile die Ehre eines Spitznamens zuteil geworden: »Dr. Evil«. Das war ein guter Spitzname. Er passte zu Ferraris finsternen Gesichtszügen. Und er nahm die ewig gleichen nervenden Fragen auf die Schippe, die ihn umgaben – Fragen, die Armstrong stets mit der Beteuerung vom Tisch gewischt hatte, Ferrari wäre ein kluger Ehrenmann, der ihm mit Trainingsprogrammen und Ratschlägen zur Seite gestanden habe. Gerade derzeit war Ferrari zu Hause in Italien in drei Fällen von vermeintlichen Vergehen mit Dopingbezug angeklagt (Verfahren gegen Cecchini wurden 2001 aus Mangel an Beweisen eingestellt). Zwar ging es in dem Strafprozess nicht um Armstrong, der stets negativ getestet worden war und der sich zuversichtlich zeigte, dass sein Trainer freigesprochen würde. Doch die gerichtliche Auseinandersetzung war Anlass zu einiger Sorge. Und so fanden meine Gespräche mit Ferrari zum Teil nur deshalb statt, weil ich eingewilligt hatte, keine Frage über Doping zu stellen.

»Ich glaube, all diese Vorwürfe sind gegenstandslos«, betonte Armstrong gegenüber Zeitungsjournalisten: »Michele sagt die Wahrheit. Ich werde ihn solange unterstützen, bis mir jemand einen Beweis gegen ihn vorlegt: Dieser Mann ist äußerst talentiert. Er ist mehr als ein Trainer,

er bringt auch die Qualitäten eines Mathematikers oder eines Physikers mit.«

Was die Mathematik betraf, sollte dies ein wichtiger Tag werden. »Dr. Evil« nämlich war aus der norditalienischen Heimat nach Girona herübergeflogen, um Armstrongs ersten Konditionstest der Saison zu leiten – um sich den Motor anzuhören, wie Ferrari selbst es formulierte.

Aber wie die Minuten vergingen und Seine Majestät nicht auftauchte, wurde Ferraris Lächeln immer breiter und eine Spur angespannt. Ferrari hegte dieselben Bedenken wie alle anderen, was die Herausforderungen der anstehenden Saison betraf – hinzu kamen einige Sorgen, die nur in seinem Kopf herumspukten. Eigentlich war es geplant gewesen, bereits eine Woche zuvor auf Teneriffa zu testen, einem ihrer liebsten Trainingsquartiere. Aber Armstrong hatte in letzter Minute abgesagt und Ferrari mitgeteilt, er solle stattdessen nach Girona kommen.

»Ich glaube jetzt, ich weiß warum«, hatte Ferrari mir am Vorabend beim Essen mit besorgter Miene gesagt: »Sheryl Crow hatte Geburtstag. Er wollte die Zeit mit ihr verbringen, ihr diesen Ort zeigen.« Er zog eine Grimasse und nippte am Wein.

Wenn er über Armstrong sprach, funktionierte Ferraris Gesicht wie eine Art Geigerzähler und zuckte und verbog sich als Reaktion auf das jeweilige Maß der Gefahr. Es war auch deshalb einfach, die besonderen Risikofaktoren zu erkennen, weil Ferrari sie in breitem italienischen Akzent dehnte. Muskeln wurden zu *Muuuhhhhssskeln*. Stress wurde *Streeeeehhsss*. Blut wurde *Bluuuuuuuhhhttt*. Und der letzte Risikofaktor – und zwar ein mathematisch relevanter Faktor für Ferrari – bestand darin, dass sich sein geschiedener Auftraggeber offensichtlich *verrrr-liiiiieebt* hatte.

»Hochzeiten, Scheidungen, solche Dinge passieren«, sagte Ferrari und spielte mit seinem Weinglas: »Bei Lance geht alles vielleicht ein wenig schneller.«

Die Auswirkungen des Sheryl-Faktors waren bereits spürbar. Als Ferrari mir beispielsweise seinen Zeitplan für die anstehende Saison mit Armstrong darlegte, erkundigte ich mich, wo ihre nächste Trainingseinheit stattfinden würde. Ferraris Lippen kräuselten sich, seine Stirn erinnerte plötzlich an ein Akkordeon.

»Lance spricht davon, nach Nizza zu gehen«, sagte Ferrari gedehnt: »Aber das ist sinnlos, im März dort hinzugehen. Es ist nicht die Zeit, solche Tests zu machen.« Dann hob er seinen Finger in Wickie-Manier, als sei ihm urplötzlich eine Idee gekommen: »Aber ich glaube, dass er vielleicht Sheryl die Côte d'Azur zeigen möchte.«

Daraufhin erzählte ich Ferrari von der jüngsten Klatschkolumne in der »New York Post«, der zufolge Sheryl Crow gerne ein Baby von Armstrong hätte.

Beim Wort »Baby« begann der Geigerzähler Funken zu sprühen und zu schmauchen: Ferraris Augen traten aus den Höhlen, sein Kopf kippte zur Seite, bis seine Wange beinahe den Serrano-Schinken auf seinem Teller berührte.

»Sheryl ist *schwaaahhhnger*? Jetzt?«, fragte er ungläubig. Er gewann seine Fassung erst wieder, nachdem ich ihm mehrere Male versichert hatte, dass dergleichen nirgends in dem Artikel gestanden hatte und eh alles nur Klatsch wäre. Doch wirklich zu beruhigen schien ihn auch das nicht.

»Ahhh«, sagte er, den Schweiß von seinen Brauen tupfend: »Ahhh, gut.«

Ferraris Achtsamkeit wurde von vielen in Armstrongs Vertrautenkreis geteilt. Denn der Aberglaube der Radsportler hinsichtlich der Stürze wurde nur von ihrem Aberglauben hinsichtlich ihrer Körper im Allgemeinen übertroffen – insbesondere was die Themen Essen und Sex anging. Zu den gängigen Verboten zählten:

- 1) keine Eiscreme (verursacht Magenverstimmungen)
- 2) keine Klimaanlage (die Bakterien, die im Filter wachsen, machen krank)
- 3) keine scharfen Saucen (Magenverstimmung)
- 4) kein Wasser mit Kohlensäure (Durchfall)
- 5) kein weiches Brot (ebenso)
- 6) keine Tomatensauce (übersäuerter Magen)
- 7) kein Schokoladenpudding (exzessives Schwitzen)
- 8) keine Beinrasur am Abend vor einem Rennen (Energie geht für die nachwachsenden Haare verloren)
- 9) minimaler Kontakt zwischen Haut und Wasser (weicht die Muskeln auf); ein paar Fahrer gehen sogar so weit, dass sie nur

mit ihren Rennklamotten duschen, und über Isidro Nozal von Liberty Seguros heißt es gar (und die Indizien stinken zum Himmel), dass er Duschen während eines Etappenrennens generell aus dem Weg geht.

Natürlich machen nur wenige dieser ungeschriebenen Gesetze aus wissenschaftlicher Perspektive Sinn. Aber darum geht es auch nicht. Es sind traditionelle Regeln, die von Fahrergeneration zu Fahrergeneration weitergegeben und nur auf eigene Gefahr übertreten werden.

Und nichts ist gefährlicher als die Präsenz einer Frau – außer vielleicht die Präsenz einer Frau, die schwanger werden möchte. Enthaltensamkeit vor den Rennen ist Programm: zwei Wochen vor einem Eintagesrennen, sechs Wochen vor einer großen Landesrundfahrt, riet der irische Champion Sean Kelly. Um die Fahrer nicht in Versuchung zu führen, ist Ehefrauen und Freundinnen der Zutritt zu den Teamhotels und Mannschaftssessen verwehrt. Vor allem während der Rennen. Ein spanischer Fahrer flog im vergangenen Jahr für dieses Vergehen aus dem Team. Und als Stephen Roche bei der Tour 1981 einmal die Kette absprang, bemerkte sein Sportlicher Leiter nur: »Solche Sachen passieren halt, wenn sie ihre Frauen mit zu den Rennen bringen.« Nun aber wurde kolportiert, dass Sheryl Crow nicht nur während des Trainingslagers in Armstrongs Zimmer genächtigt hatte, sondern auch beim Essen mit der Mannschaft am Tisch saß.

»Sie macht *was?*«, fragte Jim Ochowicz, Präsident von USA Cycling und ein Freund Armstrongs, als er von dieser Regelung hörte: »Sie ist *wo?*«

»Wirklich gängig ist das nicht«, hatte Ferrari am Abend zuvor noch höflich gesagt: »Aber was für Lance üblich ist, ist halt nicht für jeden üblich. Wenn es ihn glücklich macht, dann ist es gut. Glück bringt uns weiter.«

Zurück auf der Straße in Girona fand Ferrari sein eigenes Glück in der Ankunft von Armstrongs Teamkollegen Floyd Landis und George Hincapie, die auch zu den rund 20 amerikanischen Radsportlern gehörten, die in Girona lebten. Der dunkelhaarige Hincapie war ein eher zurückhaltender Hüne aus New York, der rothaarige Landis ein aufgeweckter Junge aus Pennsylvania. Beide hatten sie Tour-de-France-Erfahrung, kannten Ferrari gut und waren bereits zig Mal von ihm getestet worden.

Hincapie winkte zur Begrüßung, lehnte sein Rad gegen einen Baum und ließ sich rasch in einem Korbsessel nieder, um dem ersten Radsportgesetz der Energieeinsparung zu gehorchen: Stehe niemals, wenn du sitzen kannst; sitze niemals, wenn du liegen kannst. Und, das versteht sich von selbst: Gehe niemals zu Fuß. Gehen nämlich und insbesondere Treppensteigen belaste die Beine. Und so ballten sich Radsportler aus diversen Gründen in Girona: Die Stadt liegt nahe der Pyrenäen; die Lebenshaltungskosten sind geringer als in Frankreich, und ihr enger mittelalterlicher Grundriss beschränkt die notwendigen Spaziergänge auf ein Minimum. Armstrong, der in der zweiten Etage wohnt, nutzt regelmäßig den Aufzug.

Landis indes setzte sich nicht. Auch Ferrari stand und verlagerte sein Gewicht nervös von einem Bein aufs andere.

»Wir müssen den King suchen«, sagte Ferrari: »Vielleicht sollten wir drinnen nachsehen, nicht?«

»Er kommt schon seit ein paar Tagen zu spät«, bemerkte Landis mit scherzhaftem Unterton.

»Echt?«, hakte Ferrari nach. Für ihn war das alles andere als witzig: »Wie viel zu spät? Eine halbe Stunde?«

»Mach dich nicht verrückt, Michele«, sagte Landis im Versuch, den Doktor zu besänftigen: »Zehn, fünfzehn Minuten. Maximal.«

»Hmmm«, antwortete Ferrari: »Also gehen wir jetzt rein, ja?«

Der schlaksige Ferrari voran, marschierten wir durch das hohe Holztor und die eiserne Pforte in den gemeinsamen Innenhof der neun Appartements, die sich nun in dem renovierten Palast befanden. Gedämpftes Licht schien auf glatte Steinmauern und Balkone auf drei Seiten – ein abrupter Kontrast gegenüber den gröberen Gemäuern, die das Anwesen umgaben. Man hatte den Eindruck, den Tresorraum einer Bank zu betreten, und dieses Gefühl wurde vom blauen Schimmer in den Linsen der Überwachungskameras verstärkt, die auf zwei massive Stahltore am Ende des Innenhofs gerichtet waren.

Ferrari marschierte über den steinernen Boden, lugte durch einen Spalt zwischen den Metalltoren und erblickte... – nein, nicht den erhofften Armstrong, sondern eine andere große, freundliche Gestalt. Mike Anderson, Armstrongs Mechaniker und Assistent, präparierte ein Rad

für die heutige Ausfahrt. Er schob die Stahltore weiter auf und enthüllte so mit einem Quietschen wie aus einem schlechten Horrorfilm das Allerheiligste: einen dunklen, engen, gemauerten Raum, der etwa die Größe einer Einzimmerwohnung hatte. Knapp ein Dutzend Räder baumelten an Haken unter der Decke, Laufräder und Reifen waren wie Holz-scheite entlang der Mauer gestapelt, auf der hölzernen Werkbank lag eine beträchtliche Sammlung an Schuhen, Helmen und Ritzeln.

Eine Möglichkeit, diesen Raum zu betrachten, bestünde darin, sich einmal vorzustellen, was alles nicht hier war: die Millionen Dollar für Rahmen, Laufräder, Helme und Schuhe, die nicht das Nadelöhr der Armstrongschen Qualitätsstandards passiert hatten. Alles, was in diesem Raum war, hatte er feinsäuberlich ausgewählt, getestet und zu »Scheiße« bestimmt. So nämlich bezeichnete Armstrong die Dinge, die ihm gefielen. Und wenn ihm einmal etwas wirklich gefiel, was vielleicht drei Mal im Jahr vorkam, dann erhielt es den ultimativen Ritterschlag: Er sagte, »es wird sie umbringen«.

Vor uns lag also, ausgeleuchtet in weißem Halogenlicht, das Museum der »Scheiße, die sie umbringen wird«. Dort auf der Werkbank lagen silbern schimmernd die neuen Nike-Schuhe, mit der Texas-Fahne auf der einen Schnalle und den Regenbogenfarben des Weltmeisters auf der anderen. Im Fach darunter lagen 20 identische Sättel von Selle Italia – ein jeder von Lance Armstrong soeben mit äußerster Akribie von Hand ausgewählt. Über einem blinkenden Spielzeugauto und einem Rasenmäher hing das Geburtstagsgeschenk für die Freundin, ein poliertes Trek-Rad aus der originalen Team-Edition, zusammen mit einem Helm, der mit ihrem gleichermaßen neuen Spitznamen beschriftet war: »Juanita Cuervo« stand da, die spanische Version von Sheryl Crow.

Und dort thronte, schwarz und glamourös in seinem Ständer, das Kunstwerk: das streng geheime Zeitfahrrad. Die Maschine, an der Trek seit dem Gipfeltreffen im letzten August in Austin getüftelt hatte. Das Rad, über dessen eines Merkmal sich Armstrong so geheimnisvoll in der Presse geäußert hatte und zu dessen Details sich die Mechaniker zur Geheimhaltung verpflichtet hatten.

Landis und Hincapie standen direkt vor dem Raum und konnten sich nicht erwehren, ihren Blick bewundernd umherwandern zu lassen. Fer-

rari hingegen schaute ungeduldig und wenig beeindruckt drein. Er war selbst Radsportler gewesen, aber dies waren nicht die Maschinen, die ihn interessierten.

Der Innenhof hallte plötzlich vom viel versprechenden Steptanzgeklacker von Radschuhen wider, und Ferraris Augen blitzten hoffnungsvoll auf, um zu sehen... nein, immer noch nicht, wie Armstrong erschien, sondern Juanita Cuervo höchstpersönlich. Entschieden unschwanger sah sie aus in ihrem lavendelfarbenen Oberteil, den schwarzen Shorts und den Radschuhen, die zwar perfekt waren, um in die Pedale zu treten, aber auf einem Steinboden deutlich weniger Eleganz verströmten.

»Hallo zusammen«, rief sie.

Die Crow klackerte freudig auf uns zu und bearbeitete ein fluoreszierendes Stück Kaugummi mit etwas, das ein britischer Musikkritiker zum »erotischsten Mund des Rock« gekürt hatte. Sie lächelte und brachte die Nett-euch-zu-sehen-Prozedur hinter sich. Zusammen mit ihrer neuen Freundin Odessa Gunn, der Frau des amerikanischen Radprofis Levi Leipheimer, bekam sie ihr Rad von Anderson und schob es in den Hof.

»Bist du bereit, Kollegin«, fragte Odessa.

»So bereit, wie man nur sein kann, Baby«, sagte Juanita, hielt Lenker und Sattel in einer klassischen Radfahrerpose. Ganz beiläufig lehnte sie das Rad gegen ihre Oberschenkel, während sie ihren Helm verschloss.

Hincapie und Landis sahen sich das Ganze mit einer Miene an, als wären sie soeben anästhesiert worden. Natürlich hatten die beiden sie schon früher getroffen, aber noch immer gab es einiges zu verdauen: Sheryl Crow, ein echter Rockstar – Eric Claptons alte Flamme, gütiger Gott, eine Grammy-Gewinnerin – machte sich bereit für eine morgendliche Trainingsausfahrt mit dem Rennrad.

»Du siehst startklar aus, George«, sagte Sheryl Crow.

»Nee-ee«, rang sich Hincapie ein schüchternes Lächeln ab: »Ich fühle mich nicht so.«

»Na, na«, warnte sie: »Versuch nicht, mich zu veräppeln.«

Akribisch rückte die Crow die Ärmel ihres Oberteils zurecht. Sie kontrollierte den Sitz ihrer Schuhe. Sie hob ihr Rad an und ließ es mit prüfendem Blick auf den Boden plumpsen.

Landis und Hincapie starrten mit respektvoller Verwunderung, als wären sie zwei Hobbychemiker, die gerade durch Zufall einen durchschlagskräftigen Sprengstoff erfunden hatten. Das hier machte beim besten Willen nicht den geringsten Sinn: Sheryl Crow, der Rockstar, war hier, zusammen mit ihnen. Waren Radrennfahrer nicht immer die letzten Deppen gewesen? So hatten sie sich in der Highschool genannt, und noch immer benutzen sie den Begriff, die »Radsportdeppen«. Sie waren doch die hageren Idioten, die sich wie obskure Europäer aufführten mit ihrer Obsession für Räder und deren Technik. Wie die meisten amerikanischen Radfahrer hatten sie sich selbst immer als uncool angesehen. Oder, um genauer zu sein, empfanden sie gerade ihre spektakuläre, völlig zurückgezogene Uncoolness als durchaus cool, als so cool sogar, dass sie ihren Sport zu ihrem persönlichen Geheimnis machten. Doch hier war auf einmal dieser MTV-Star mit seinem pinken Kaugummi und den blonden Haaren und wollte nicht nur die Zeit mit ihnen verbringen, nein, der MTV-Star wollte genau so sein wie sie, mit den Radhosen und den Entengangschuhen. Wie versteinert standen sie da und prägten sich den Anblick der Crow ein, falls sie sich doch plötzlich wie eine Fata Morgana in Luft auflösen sollte.

Zu Sheryls Linken, außerhalb ihres Blickfeldes, begann Ferraris Gesicht zu zucken. Er hatte ja davon gehört, dass sie auch hier war... aber, dass sie auch Rad fuhr? Zusammen mit Lance? Seine Augenbrauen gingen dazu über, wie die Nadel eines Seismografen herumzuspringen.

Mit einem großen, gelben Seesack auf dem Rücken marschierte dann der »King« auf den Innenhof und von hinten auf Ferrari und Crow zu. In genau dieser Manier betrat er meist die Szenerie, um den Stand der Dinge im Nu mit einem klaren, prüfenden Blick auszuloten. Noch lieber besorgte er sich alle notwendigen Hintergrundinformationen schon im Voraus, erledigte also, was er selbst seine Hausaufgaben nannte, noch bevor er selbst auf den Plan trat. Immer wieder überraschte er Menschen damit, wie viel er bereits über sie wusste. Das waren schmeichelhafte, mitunter auch leicht peinliche Momente für Besucher, während Armstrong solche Situationen mit betonter Gleichgültigkeit meisterte. Denn es war ja nicht sein Wissen, das ihn beunruhigte. Es war das der anderen.